

Der 10. August 1792

Autor(en): **Carlyle, Thomas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **46 (1942-1943)**

Heft 21

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672867>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

minister Leboeuf einen Brief, von dem er auch den Bundesbehörden Kenntnis gab; er garantierte nicht nur für den Willen, sondern auch für

die Möglichkeit und Kraft der Schweiz, gegen wen es auch immer sei, die Neutralität zu verteidigen, was von großer Wirkung war.

Dr. H. Schultzeß.

Der General

Der Jura silbert herbstlich auf,
Die Straße windet Stauf um Stauf. —
Ein weites Tal hält uns im Arm,
Und Sonne überfällt uns warm.

Es ist noch weit, es wird noch hart,
Noch mancher Stachel aufgespart —
Uns bellt der Krieg ans Kn'ie ans Knie:
Und manche Angst im Dunkeln schrie.

Da zuckt's und rauscht: Der General!
Und jedem wird der Atem schmal.
Ja, einer lenkt das schwache Heer.
Wir sind sein Hammer, sind sein Speer.

Die Erde dort- der goldne Streif —
Die Nacken werden steil und steif:
Und trotzend hoch im Jugendrot
Ziehn wir nach altem Korn und Schrot.

Sein ungeheures Angesicht
Erschreckt uns nicht, erschreckt uns nicht:
Und aus dem schweren Munde tönt
Ein tiefes Wort, das uns versöhnt.

Konrad Bänninger

Der 10. August 1792

In der Nacht vom 9. auf den 10. August rücken die Uhren im Königsschloß der Tuileries langsam auf zwölf zu. Alle Zimmer sind gedrängt voll, gegen siebenhundert Herren in Schwarz sind da; rote Schweizer, starr wie Felsen, sind da; das Ministerium ist da, ein Gespenst, das mit Syndikus Koederer und mit Ratgebern um Ihre Majestäten schwebt. Horcht! Durch die ruhige Mitternacht tönt eine ferne Sturmglocke. Wahrhaftig, Turm um Turm stimmt das Sturmlied an. Schwarze Hofleute lauschen an den offenen Fenstern. Das ist die Sturmglocke von Saint-Roch, das die von Saint-Jacques, das die von Saint-Germain. Ja, auch die Stadthausglocke stürmt; Marat selbst, Marat ist's, der dort am Seil zieht. Marat zieht am Glockenseil. Robespierre ist für die nächsten vierzig Stunden unsichtbar; gewisse Menschen haben eben Mut, und andere Menschen haben so gut wie keinen Mut.

Und König Ludwig? Er hat sich einen Augenblick niedergelegt, um zu ruhen; als er wieder erschien, hatte seine Perücke auf der einen Seite

den Buder verloren. Aber sonst ist man in den Tuileries, da ja der Aufstand noch nicht kommt, ziemlich heiter und zuversichtlich, und es läuft sogar ein Witz herum: die Sturmglocke, wie eine ausgetrocknete Milchkuh, gibt keinen Ertrag. Und so kommt auch für die Tuileries der Morgen des 10. August 1792 heran. Schwester Elisabeth führt die Königin zum Fenster: „Schwester, sieh den schönen Sonnenaufgang gerade über der Jakobinerkirche!“ Wenn doch das Sturmläuten nichts einbrächte! Ungefähr um fünf Uhr hört man vom Garten her ein heulendes Jauchzen, und man vernimmt die Worte: Es lebe die Nation! Denn es ist Majestät eingefallen, die Truppen zu mustern; und die vordersten Reihen haben so geantwortet. Die Königin bleibt ruhig und fest; die österreichische Lippe und die Adlernase traten heut noch mehr hervor als sonst und gaben ihrem Antlitz eine kühne Würde. O, du Theresias Tochter! Wenn nur die Sturmglocke nichts einbrächte!

Aber die Sturmglocke bringt etwas ein, hat

etwas eingebracht, König Ludwig! Denn seht, wie sich schimmernd vom fernen Osten her bei den ersten Strahlen der Sonne eine unermessliche Meeresflut von Piken und Gewehren ergießt. Dort marschirt es, das grimmige Heer, die düsteren Marseiller voran. Weithin ist ein drohendes Summen und Murmeln hörbar, und die in Waffen schimmernden Massen wälzen sich immer näher heran. Kein König kann ihnen befehlen, zurückzugehen. Das stählerne Heer wogt vorwärts, und Seitenströme von Zuschauern wälzen sich hierhin und dorthin. Der neue Kommandant Santerre hat sich im Stadthaus niedergelassen und ruht hier auf halbem Weg. Aber der Elsässer Westermann mit geschwungenem Säbel, der rastet nicht, auch die Sektionen rasten nicht, auch die Marseiller rasten nicht; beständig wogt ihre stählerne Flut vorwärts. In den Tuilerien wird alles Bewegung, als man sie kommen hört. Die roten Schweizer greifen nach ihrem Pulverhorn, die Hofleute greifen nach ihren Büchsen, Rapieren und Dolchen. Einige ergreifen Feuerschäufeln, bis jeder seine Kriegswaffe hat.

Wie mag wohl unter diesen Umständen dem Syndikus Roederer zumute sein? Will der Himmel keinen Mittelweg öffnen für diesen armen Syndikus, der zwischen den beiden Parteien schwankt? „Eure Majestät haben keine fünf Minuten zu verlieren; es gibt nur in der Nationalversammlung noch Sicherheit für Sie. Und die Ansicht des Departements ist es, daß Sie sich ohne Zögern dahin begeben müssen.“ Aber Seine Majestät, vor allem Ihre Majestät kann sich nicht dazu verstehen. Es wurde auch geschrieben, sie hätte dem König eine Pistole gezeigt und gesagt, jetzt oder nie wäre die Zeit, sich zu zeigen. Ja, sie war königlich, diese Frau, nicht haderte sie gegen das unerbittliche Schicksal; wie Cäsar im Kapitol, hüllte sie sich in ihren Mantel, wie es sich geziemt für eine Königin und schließlich für jeden Menschen. Aber du, o Ludwig, aus welchem Stoff bist du denn überhaupt gemacht? Wagst du auch nicht einen einzigen Streich für Leben und Krone? Das dümme Tier, das man jagt, stirbt nicht so. Bist du von allen Sterblichen der schlaffste oder der sanftmütigste? Nein, du bist der unglücklichste.

Die stählerne Flut rückt heran, weit und breit nichts als unendliches Summen und Murmeln. Vorläufer halten schon hastig Zwiesprache durch die äußeren Gitter mit den Nationalgarden. Syndikus Roederer geht ein und aus und aus und ein. Die Kanoniere fragen ihn: „Sollen wir auf das Volk feuern?“ Die Minister fragen ihn: „Soll des Königs Schloß gestürmt werden?“ Syndikus Roederer hat ein schweres Spiel. Er spricht zu den Kanonieren nicht ja und nicht nein. „Nun gut, Roederer, du willst warm und kalt sein. Wir können nur eins sein,“ und so werfen die Kanoniere ihre Luntentöcke weg. Bedenkt wohl diese Antwort, o Ludwig, und ihr Minister, und schlägt schnell den sicheren Mittelweg des armen Syndikus ein, den sicheren Mittelweg zur gesetzgebenden Versammlung. Noch ist der König unschlüssig, er fürchtet Verrat, er traut Roederer nicht ganz. Dann aber ruft er mit erhobener Rechten: „Gut denn, geben wir, weil es sein muß, auch noch den letzten Beweis unserer Vaterlandsliebe.“ Theresias Tochter sieht ihn starr an. Aber Ludwig sagt noch einmal: „Laßt uns gehen!“ Und so gehen sie, der König, die Königin, Schwester Elisabeth und zwei königliche Kinder, Syndikus Roederer, die Beamten des Departementes, sie gehen durch eine doppelte Reihe von Nationalgarden, die roten Schweizer blicken traurig und vorwurfsvoll drein. Vor einigen Minuten hat es auf allen Uhren acht geschlagen. Der König hat die Tuilerien verlassen. Für immer!

Und nun, ihr standhaften Schweizer, ihr tapferen Herren in Schwarz, für welche Sache sollt ihr euch opfern? Blickt aus den Fenstern, ihr könnt sehen, wie der König ruhig seinen Weg fortsetzt. Seht, wie der kleine Kronprinz spielend die gefallenen Blätter mit den Füßen emporwirft! Seht, wie dem König zur Seite auf der Feuillansterrasse eine tobende Menge wirbelt! Seht, wie des Königs Garden am Eingang des Saales zurückbleiben müssen! Seht, eine Gesandtschaft von Gesetzgebern kommt heraus! Und nun seht, das Königtum geht die Treppe zum Saal der gesetzgebenden Versammlung hinauf. Das Königtum tritt ein und entschwindet unseren Augen. Für immer!

Und ihr, ihr Schweizer, und ihr Herren in

Schwarz, euch ließ man da stehen ohne einen Weg, ohne einen Befehl, mitten unter Abgründen und Erdbeben. Die schwarzen Hofleute verschwinden zum größten Teil. Und die armen Schweizer wissen es noch weniger, was sie tun sollen. Aber eins ist ihnen klar, die Pflicht, auf ihrem Posten zu bleiben. Und diese Pflicht werden sie gut erfüllen.

Die schimmernde Stahlflut ist angelangt, sie schlägt jetzt gegen die Schranken und Höfe des Schlosses, laut brandend weit und breit. Sie stürzt herein, die düsteren Marseiller voran. Sie füllt den Karussellhof, die Marseiller voran. „König Ludwig sei fort, sagt ihr. Hinüber zur Versammlung? Schön und gut, unser Posten ist in diesem, seinem alten Schloß; solange Ludwig nicht abgesetzt ist, müssen wir hier bleiben.“ „Bedenkt, ihr tapferen Schweizer, ob es gut wäre, wenn ein grimmiges Morden anfangen sollte, um eines Steinhäufens willen!“ Die armen Schweizer wissen nicht, was sie tun sollen. Zum Zeichen der Brüderschaft werfen einige von ihnen aus den südlichen Fenstern Patronen herunter; auf der östlichen Außentreppe und drinnen in den Fluren und Gängen stehen sie in festen Reihen und weigern sich, ihren Platz zu verlassen. Westermann spricht zu ihnen im Elsässerdeutsch, Marseiller sprechen zu ihnen mit hüzigen Gebärden, wilder Tumult ringsum tobt auf sie ein. Die Schweizer stehen fest und unbeweglich, ein roter Granitdamm mitten im brüllenden, blitzenden Stahlmeer.

Welches muß wohl hier der unvermeidliche Ausgang werden? Die Marseiller und ganz Frankreich auf dieser Seite, die felsenfesten Schweizer auf jener Seite. Die Gebärden werden heftiger und heftiger, die Marseiller schwingen die Säbel in der Luft, die Schweizer Faust spannt das Gewehr. Und horch! vom Karussellhof her, donnernder als jeder Lärm ringsum, kommen drei Marseiller Kanonentugeln über die Dächer gerasselt. Nun denn auch ihr, Schweizer: gebt Feuer! Und die Schweizer feuern, eine Ladung um die andere, und nicht wenige Marseiller liegen zerschmettert auf dem Pflaster. Und der Karussellhof ist leer, und die schwarze Flut prallt zurück, und bis nach Saint-Antoine stürzen einige Flüchtlinge. Auch die Kanoniere ohne Lunt-

stöcke haben ihre Kanonen im Stich gelassen und sind verschwunden; die Schweizer werden die Kanonen gut benutzen können. Denn die finsternen Marseiller, die sich auf der Stelle wieder gesammelt haben, sind zu schwarzen Höllengeistern geworden, denen der Tod ein lächerliches Nichts bedeutet. Auch der Elsässer Westermann bleibt nicht zurück. Aus allen Patriotengeschützen tobt als Erwiderung ein lodrender Feuerstrom. Blaue Nationalgarden, die im Garten aufgestellt sind, können nicht hindern, daß ihre Gewehre losgehen gegen fremde Mörder; denn es ist eine Sympathie in Musketen und gedrängten Menschenmassen: schlägt man eine Saite an, so tönen alle gleichgestimmten mit. Seht, das Feuer läßt nicht nach, auch nicht das innen rollende Feuer der Schweizer. Ein höchst merkwürdiger Zuschauer meint, die Schweizer hätten den Sieg davongetragen, wenn sie einen Anführer gehabt hätten; der das meint, ist ein Mann von Urteil, Napoleon Bonaparte. Und andere Zuschauer sind da auf dem Pont Royal, wo Kanonen stehen und gegen die Tuilerien donnern, und bei jedem neuen Schuß jauchzen die Weiber und klatschen in die Hände! Und in entlegenen Straßen trinken die Leute ruhig ihren Frühstückskaffee, gehen ruhig ihren Geschäften nach, schrecken nur etwas nervenschwach zusammen, wenn der dumpfe Widerhall etwas lauter schallt. Und hier? Die Marseiller fallen, und sterbend keuchen sie: „Rächt mich! Rächt das Vaterland!“ Seht, das Karussell ist jetzt in Flammen! Die Stadt ist in Fiebern und Krämpfen. Diese fürchterliche Krisis dauert eine halbe Stunde. Da wagt sich vom hinteren Eingang der gesetzgebenden Versammlung her durch den tödlichen Tumult eine Gesandtschaft der Legislative, wendet sich gegen die Tuilerien, zu den Schweizern, bringt den geschriebenen Befehl Seiner Majestät, das Feuern einzustellen! O ihr unglücklichen Schweizer! Hätte man euch lieber den Befehl gegeben, mit dem Feuern nicht erst zu beginnen! Wer will jetzt dem tollen Aufruhr befehlen, das Feuer einzustellen? Zum Aufruhr kann man nicht sprechen, und er kann nicht hören. Und ringsherum zu Hunderten liegen die Toten und Sterbenden, und sie werden blutend durch die Straßen getragen, und ihr Anblick entzündet wie eine Nachefackel der Furien den

Wahnsinn. Das patriotische Paris brüllt wie eine Bärin, der man ihre Jungen geraubt hat. Vorwärts, ihr Patrioten! Rache! Sieg oder Tod! Man sieht wahnsinnige Männer, nur mit Spazierstöcken bewaffnet, sich in den Kampf stürzen.

Die Schweizer haben aufgehört zu schießen. Ein verzweifelter Augenblick. Von außen gedrängt, von innen gelähmt. Entweder Schutz suchen oder augenblicklich den Tod erdulden. Ein Teil flieht durch die Rue de l'Échelle und wird vernichtet. Ein zweiter Teil eilt durch den Garten in die Nationalversammlung und findet Mitleid. Der dritte und größte Teil, dreihundert Mann stark, macht einen geschlossenen Ausfall nach den Champs-Élysées. Wehe, im mörderischen Sanscoulettenfeuer löst sich die Kolonne in verworrene Bruchstücke auf, durch die Verschiedenheit der Meinungen, zerfällt in Bruchstücke hierhin und dorthin, um, von Straße zu Straße kämpfend, zu sterben. Fünzig werden als Gefangene von den Nationalgarden nach dem Stadthaus geführt; auf dem Grebeplatz stürzt das rasende Volk auf sie ein und ermordet sie bis auf den letzten Mann.

Ehre euch, ihr wackeren Leute, ehrenvolles Mitleid bis in fernste Zeit. Dieser Ludwig war nicht euer König, und er verließ euch wie ein König aus Fesen und Lumpen; ihr wart ja auch nur an ihn verkauft um ein paar armselige Groschen den Tag und wolltet doch arbeiten für euren Lohn und wolltet doch euer gegebenes Wort halten. Eure Arbeit war zu sterben und die habt ihr brav verrichtet. Ehre euch und möge die alte Tapferkeit zu keiner Zeit fehlen. Diese Schweizer waren echte Söhne jener Männer von Sempach und Murten, die wohl niederknieten, aber nicht vor dir, Burgunder Herzog!

Wenn der Reisende durch Luzern kommt, vergesse er nicht, nach dem Denkmal der Schweizer zu gehen, nach ihrem gewaltigen Löwen; nicht um des Künstlers willen allein, wenn er auch Thorwaldsen heißt. Aus lebendigem Felsen gehauen, ruht dort an den stillen Wassern des Vierwaldstätter-Sees die Gestalt des Löwen, Granitberge rund herum halten stumme Wacht. Und wenn auch unbelebt, der Löwe spricht.

Thomas Carlyle.

Der rote Schweizer

Rot ist mein Banner, rot das Kleid,
Blutrot mein Herz und treu dem Eid,
Den es hat zugeschworen!
Die Trommel wirbelte durchs Schloß:
Wach auf, wach auf, o Eidgenoß;
Paris steht vor den Toren!

Die Königin am Fenster stand:
Hab' ich denn keine Seel' im Land,
Die treu zu mir wollt' stehen?
Frau Königin, vielgute Nacht!
Der rote Schweizer hält die Wacht;
Kein Leids soll Euch geschehen!

Halbneune schlug im Schloß die Uhr,
Ja, Räuber Marat, komm uns nur,
Du sollst uns treu erschauen!
Die roten Schweizer rücken aus:
Gott schütz den König und sein Haus
Und seine süßen Frauen!

Und als der Sieg uns schier gelang,
Ein Brieflein von dem König kam,
Das Feuer einzustellen.
Auf, rote Schweizer, zieht davon!
Kommt her, wir bieten euch Pardon,
Gebt frei die Türenschnellen!

Und wenn ihr uns Paris verspricht,
Verflucht ihr uns als Herrenknecht,
Wir sterben doch in Treuen!
O Ludewig, das war nicht gut,
Daß du hingabst der Schweizer Blut!
Es wird dich noch gereuen!

Der euch dies kurze Liedlein sang
Mit Not kam er vom heißen Gang
Um Marie Antonetten.
Rot ist mein Bauner rot das Kleid
Und rot die Wang vor Scham und Leid,
Daß ich sie nit kunnt retten!

Meinrad Lienert